

Buchbesprechungen

Architekturgespräche mit Joseph Beuys

WOLFGANG ZUMDICK: **Beuys und die Architektur. Perspektiven und Akzente**, Mayer-Verlag Stuttgart / Info3-Verlag Frankfurt am Main 2014, 139 Seiten, 22 EUR.

Wolfgang Zumdick, durch seine Publikationen *Der Tod hält mich wach. Joseph Beuys – Rudolf Steiner, Pan XXX ttt. Joseph Beuys als Denker*, durch seine Mitarbeit bei Beuys-Ausstellungen und seine Lehrtätigkeit in Oxford inzwischen ein weithin bekannter Beuys-Fachmann, legt mit diesem Band eine weitere Studie aus seiner Forschung vor, die ein normalerweise eher wenig beachtetes Gebiet des Künstlers betrifft. Während der Titel eher an eine aus der Vogelperspektive geschriebene Arbeit denken lässt, in welcher das hierfür relevante, bereits bekannte Material zusammengefasst und analysiert wird, liegt der Schwerpunkt des Bandes vielmehr auf der Dokumentation von drei bislang unpublizierten Gesprächen, die Beuys in den 70er Jahren mit Künstlern und Sozialreformatoren in Achberg am Bodensee geführt hat, als man dort ein größeres Grundstück erworben hatte und nun eine Ansiedlung mit einem größeren Hochschulgebäude plante.

Beuys selber hatte nach seiner Entlassung aus der Düsseldorfer Kunstakademie im Oktober 1972 zunächst zusammen mit Klaus Staack, Georg Meistermann und Willi Bongard einen »Verein zur Förderung einer Freien Internationalen Hochschule für Kreativität und Interdisziplinäre Forschung« gegründet, dem unter anderem Gerhard Richter und Heinrich Böll angehörten. Im Februar 1974 gründeten Beuys und Böll zusammen eine »Freie Hochschule« in Düsseldorf, die sich jedoch nicht wie gewünscht entwickelte, weshalb damals Beuys große Hoffnungen in die Realisation des Projektes einer »Free International University« (FIU) mit Hilfe der UNESCO in Dublin setzte.

Parallel dazu hatte sich Beuys ab Anfang der 70er Jahre in Achberg regelmäßig mit unabhän-

gigen Anthroposophen und anderen reformfreudigen Persönlichkeiten, Sozialforschern und Politikern zu Gesprächen über politische und bildungspolitische Themen getroffen.¹ Dort war bereits in den 60er Jahren die Idee eines Lehr- und Forschungszentrums angedacht worden, und dies nahm 1972 mit dem Kauf eines größeren Gebäudes vor Ort konkrete Gestalt an. Als man 1974 ein ausgedehnteres Gebiet für eine Bebauung in Angriff nehmen wollte, wurde der Architekt Erich Zimmer, der 1971 das Buch über *Rudolf Steiner als Architekt von Wohn- und Zweckbauten* veröffentlicht hatte und ab 1966 als freier Architekt in Dornach arbeitete, um Rat und Mithilfe bei der Gesamtplanung gebeten.

Nun ist es interessant für die Vorgeschichte der hier erstmals publizierten Gespräche, dass der Hamburger Computerfachmann Rudolf Saacke, der im Mai 1974 bei Erich Zimmer angefragt hatte und bei dem Joseph Beuys des Öfteren zu Gast war, mit diesem im März 1975 über den Stand des Achberger Projektes sprach, worauf Beuys Bedenken gegenüber der Möglichkeit äußerte, den betreffenden Hügel mit »anthroposophischen Bungalows« zu bestücken. So beschließen beide, Beuys in die Vorgespräche einzubeziehen, bei denen auch Erich Zimmer, Wilfried Heidt, die anthroposophische Bildhauerin Maria Keller, Johannes von Dollhopf und andere teilnahmen.

Die Gespräche sind insofern sehr aufschlussreich, als in ihnen sehr schon nachzuvollziehen ist, wie vorsichtig sich Beuys in den Menschenkreis einfügte und behutsam an die »psychologischen« Fragen heranführte, die mit dem Projekt verbunden waren: zum einen das Verhältnis zwischen Privatleben und Ge-

meinschaftsleben, zum anderen die Wirkung anthroposophisch identifizierbarer Architektur im Kontext der geplanten Zukunftsperspektiven. Darüber hinaus liefert die Dokumentation wichtige Anhaltspunkte zum Verhältnis zwischen Beuys und Rudolf Steiners Architektur, denn der Künstler blätterte während der Gespräche immer wieder in Zimmers Buch und gab mehrere aufschlussreiche Kommentare dazu ab. Interessant daneben auch die positiven Reaktionen Erich Zimmers auf Beuys' Beurteilungen, Ideen und Vorschläge. Erst nach und nach treten dann auch von Beuys her eigene konkretere Vorschläge für Kriterien und Strukturen der Bauten hervor, die vor allem an der natürlichen und kulturellen Umgebung des Baugeländes orientiert sind.

Nach der knappen und übersichtlichen Einführung sowie der Dokumentation der drei Gespräche folgt ein Katalog verschiedener Beuys-Werke, die für den Gesichtspunkt der Architektur von Bedeutung sind, und schließlich noch als dritter Teil ein Abschnitt mit dem Titel des Buches, in dem verschiedene biografisch geordnete Materialien gezeigt und Gesichtspunkte zum Thema eröffnet werden, von Fotos aus dem Kriegsgebiet über Skizzen und Proportionsstudien bis hin zu größeren Projekten.

Beuys war sicher kein Architekt im herkömmlichen Sinne mit plastischen oder zeichnerischen Entwürfen für konkrete Bauvorhaben,

wenn auch im Kontext der Achberger Gespräche einige Skizzen gefertigt wurden, aus denen sich Rückschlüsse ziehen lassen. Entscheidend hierbei ist sicher eher das von Beuys in seinen Arbeiten dokumentierte Interesse an den mit räumlichen Verhältnissen verbundenen Prozessen der beteiligten Menschen. Hier sei nur beispielhaft daran erinnert, dass sein heute im Lenbachhaus befindliche Werk *Zeige deine Wunde* ursprünglich für eine Münchner Unterführung geschaffen worden war. Dieses Kapitel wäre daher sicher erweiterungswürdig, wenn man einmal alle hierfür relevanten Werke, vom Darmstädter Block (1970) über *Dernier espace avec Introspecteur* (1982) bis *Palazzo Regale* (1985) daraufhin noch näher betrachten würde. Innerhalb der Gesamtkonzeption und -komposition des Buches ist der beschränkte Umfang jedoch der beabsichtigten Anregung angemessen. Vor allem wertvoll ist es durch das darin enthaltene, bislang unbekanntes Material zum Verhältnis zwischen Beuys und Steiner bzw. anthroposophischer Architektur.

Roland Halfen

1 In einer im letzten Jahr erschienenen Beuys-Biografie versuchte der Autor Hans Peter Riegel, dem Achberger Kreis und insbesondere den dort arbeitenden Anthroposophen völkisch-nationale Intentionen zu unterstellen, was jedoch in Fachkreisen überwiegend auf Ablehnung gestoßen ist.

Sich selbst treu bleiben

UWE-KARSTEN HEYE: **Die Benjamins: Eine deutsche Familie**, Aufbau Verlag, Berlin 2014, 361 Seiten, 22,99 EUR.

Familienbiografien – wir wissen das spätestens seit den *Buddenbrooks* – können, mehr oder minder gewichtig, gesellschaftliche Entwicklungen spiegeln. In Zeiten zivilisatorischer Ein- und Umbrüche gilt das in ganz besonderem Maße.

Die Geschichte der Benjamins im Zeitraum von 1892, der Geburt des berühmten Philosophen Walter, bis zum Tod Hildes 1989, die als »Fallbeil des Stalinismus,« heftigen antikommuni-

stischen Attacken ausgesetzt war, ist nicht nur »eingebettet« in die blutige Geschichte zweier Weltkriege und zweier Diktaturen, sondern auch in die verbalen und ideologischen Gefechte des Kalten Krieges. Die Lektüre dieses Buches kann uns erkennen lassen, auf welcher unterschiedlichen Weise in den beiden deutschen Staaten die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen geführt wurde, welche Veräumnisse es gab und welche Folgen daraus

für das jetzt bestehende »fünfte« Deutschland erwachsen. Der Autor hat damit die Möglichkeit zum Dialog eröffnet, indem er vorurteilslos und engagiert zugleich darstellt, was war und sich um ein wirkliches Verständnis für die Motive des Handelns der Menschen bemüht.

Walter, Dora und Georg Benjamin stammen aus großbürgerlich-jüdischen Verhältnissen und wachsen in einer Grunewaldvilla auf, in einer dank eines florierenden Handels mit Antiquitäten äußerst wohlhabenden Familie. Alle drei erhalten eine akademische Ausbildung: Walter studiert Philosophie, Germanistik und Kunstgeschichte; Dora Nationalwissenschaften, Georg Medizin. Ihr stark ausgeprägtes soziales Gerechtigkeitsempfinden führt die Geschwister zu den Linken und macht sie damit zu Gegnern der Nazis. Der als Kinderarzt arbeitende Georg wird ins KZ verschleppt und stirbt 1942 im Stacheldrahtverhau von Mauthausen. Dora, die sich als Wissenschaftlerin für die Rechte der Arbeiterfrauen eingesetzt hatte, konnte zusammen mit ihrem Bruder Walter noch rechtzeitig nach Frankreich fliehen. Der durch seine sprachkritischen Schriften später berühmt werdende Walter Benjamin nimmt sich, als sein Fluchtversuch in den Pyrenäen scheitert, das Leben.

Ursprünglich hatte sich Uwe-Karsten Heye nur für Hilde Benjamin, geb. Lange, interessiert – Georgs Frau, die wegen ihrer Tätigkeit als Oberste Richterin und spätere Justizministerin der DDR heftigen bundesrepublikanischen Angriffen ausgesetzt war. Dem Autor wurde aber bald klar, dass ihr Verhalten und ihre kompro-

misslose Härte nur aus ihrer Entwicklung wirklich zu verstehen sind, und diese ist eng mit der Geschichte der Benjamins verknüpft. Auf ihren Schultern lastete wegen der frühen Inhaftierung ihres Mannes die Sorge um ihren gemeinsamen Sohn Michael. Bis zum tragischen Tod Georgs hielt sie nicht nur die Verbindung zu ihm aufrecht, sondern ließ ihn durch Briefe an der Entwicklung und Erziehung des Kindes teilhaben. Der Autor vertritt die Ansicht, dass Hilde Benjamins kompromisslose Härte in den Prozessen gegen Nazis und Feinde der DDR aus ihren Erfahrungen zu verstehen sei. Er weist immer wieder darauf hin, dass die beiden deutschen Staaten in den ersten Jahrzehnten nach 1945 sehr unterschiedlich mit der NS-Geschichte umgegangen sind; dass es, anders als in der DDR, in der Bundesrepublik faktisch keinen Austausch der Funktionsebenen gab, ein Versäumnis, das sich, wie der gegenwärtige Prozess gegen die NSU-Täter zeigt, bis in die Gegenwart verfolgen lässt.

Uwe-Karsten Heye, der lange Jahre in den Regierungen Brandt und Schröder gearbeitet hat und Generalkonsul der BRD in New York war, stellt uns in dieser groß angelegten Familiensaga Menschen vor, die bis in den Tod hinein ihrer Überzeugung treu geblieben sind. Die Lektüre dieses Buches kann manches Vorurteil beseitigen; sie kann uns resistenter gegen Mechanismen des Verdrängens machen und gegen jede Art von sich wieder aufblühender nationaler Rhetorik.

Jürgen Raßbach

Der Körper als Wahrzeichen des Lebens

PAUL AUSTER: **Winterjournal**, Verlag Rowohlt, September 2013, 256 Seiten, 19,95 EUR.

An den Romanen von Paul Auster begeistere mich, dass die Geschichten, in die er seine Figuren hineintreibt, überhaupt erst jenseits der Verzweiflung beginnen. Es geht um Menschen, die aus dem Tritt gekommen sind, die sich verkalkulieren und zufällig eine Handlung begehen, die ihrem Leben eine Wendung gibt, die sie selbst sich weder erträumt noch gewünscht

haben. In der dadurch entstehenden Katastrophe beginnt dann die neue, die eigentliche Existenz dieser Figuren, mit dem ganzen poetischen Reichtum, den das Absurde zwischen Schmerz und Wahrheit entfaltet. Immer habe ich beim Lesen Glück und Dankbarkeit darüber empfunden, dass Austers Figuren für mich stellvertretend etwas erleben, durchmachen

die Drei 10/2014

und tun, was ich selbst nie tun würde, was aber gleichwohl eng mit dem zu tun hat, was in meinem Leben, und zwar aus guten Gründen, ungetan und erlöst bleibt. Austers Figuren aber haben die Freiheit, sich zugrunde zu richten, damit sie herausfinden, wer sie sind. Gut möglich allerdings, dass es dann zu spät ist.

Wäre unsere Welt tatsächlich von solchen Menschen bevölkert, wie sie in Austers Romanen zu finden sind, wir hätten es mit Lebensverhältnissen zu tun von der Wucht antiker Tragödien. Solche Figuren kann und darf es im wirklichen Leben nicht geben. Die Ballung ihrer irrationalen, tragischen, absurden Momente liefe hinein ins ungewollt Komische, Groteske und wäre allenfalls als Spezialfall geeignet als Vorlage für einen Roman. Die Form des Unglaublichen und Unerhörten in der Wirklichkeit ist poetisch schwer verdaulich, kann keine dichterische Steigerung mehr erfahren und wirkt, bloß referiert, fast unglaubwürdig. Die Wirklichkeit, so meine ich, ist viel zu wenig geschmeidig, als dass man ihr jene unerhörten Begebenheiten zumuten dürfte, welche ich aber von erfundenen Geschichten und Figuren durchaus erwarte.

In seinem *Winterjournal* erweckt Paul Auster den Eindruck, als sei er eine seiner Romanfiguren: »Du denkst, das wird dir niemals passieren, das kann dir niemals passieren, du seiest der einzige Mensch auf der Welt, dem nichts von alldem jemals passieren wird, und dann geht es los, und eins nach dem anderen passiert dir all das genau so, wie es jedem anderen passieren wird.«

So beginnt das Buch und weckte damit in mir die Erwartung, jetzt erführe ich die Katastrophe als Normalität, den Jedermann als Ausnahme, die Absurdität als das, was nun mal der Fall ist. Wahrheit als Dichtung, nicht umgekehrt. Natürlich wusste ich, dass dieses Buch autobiografisch ist. Umso mehr erregten die einleitenden Sätze in mir Neugierde und Spannung auf die Kunstgriffe, mit denen der Autor aus seinem Leben jene Spannungen hervorzaubern werde, aus denen seine Figuren ihre einzigartige Kraft beziehen.

Aber die weitere Lektüre zeigte, dass es um das

geht, was jedem passiert, ohne Zauber, ohne dass die Normalität jene Wucht erhalte, welche einen zugleich aus ihr hinauszusetzen imstande wäre, damit man ihrer Wirklichkeit aus poetischer Perspektive ansichtig würde. Es geht also um die Erlebnisse des Paul Auster, um die Zeit bis zu seinem 64. Lebensjahr. Von dort aus schaut er zurück. Sein gegenwärtiges Lebensgefühl gibt ihm ein, diesem Rückblick eine bestimmte Orientierung zu geben. Als Mann, der »in den Winter seines Lebens« eingetreten ist, weiß er, dass der eigene Körper immer und zu jeder Sekunde das Wahrzeichen jenes Lebens war, das er geführt hat. Sieht man es so, dass, wie Hegel es für die Arbeit des Menschen formuliert, der eigene Körper das »Zum-Ding-Werden des Bewusstseins« ist, dann wird er damit zum Gradmesser einer tiefen und rückhaltlosen Hingabe an das unergründliche Gewirr der tausend und abertausend Wege, die sich zum Lebensweg verzwirren. Auf der anderen Seite reicht die Dokumentation des eigenen Körpers bis hin zum banalen Bekenntnis: Notdurft, Schrammen, Wunden, Krankheiten, Unfälle, Panikattacken, Masturbation, Rumknutschen, Alkohol, Zigarillos, Popeln, Schwitzen. Bleibt also die Frage, ob das Erzählte diese künstlerische Konzeption einlösen kann. In einzelnen Fällen ja, unbedingt. Es gibt einzelne Schilderungen, bei denen ich vergessen habe, dass es sich um das Leben des Paul Auster handelt. Es sind Momente, in welchen existenzielle Wucht leibhaftig wird. Beispielsweise, wenn Auster schildert, wie er aus einem Familienurlaub zurückkommt und, beladen mit 50 Kilo Gepäck und Frau und Kinder im Schlepptau, schwitzend an einem von hunderten anderen Reisenden belagerten Taxistand ein Taxi zu ergattern versucht, der Fahrer den Transport verweigert mit der Begründung, der Weg sei zu kurz, der Autor ausrastet und im Moment ohnmächtiger unbeherrschter Wut inmitten einer von kochender Aggression aufgeheizten Atmosphäre eine hochgewachsene Afrikanerin im chaotischen Trubel mit entrücktem Blick ihr kleines Kind in einem Tuch und ihr Gepäck auf dem Kopf balancierend in vollkommener Ruhe die Menge durchschreiten sieht, wie Moses mit

seinem Volk das rote Meer. – Die Schilderung dieser Szene rührt ans Unaussprechliche, sie öffnet die Oberfläche des Alltags für einen Blick auf das, was Scham sonst verbirgt. Solche Stellen aber sind rar. Dennoch habe ich das Buch gerne gelesen. Auster ist ein Autor, der auch im Misslingen über eine innere Insistenz verfügt, die auch Banales und Zufälliges durchdringt.

Sein Getriebensein, das für den Leser die Frage des Wozu zuweilen offen lässt, gibt seinem Schreiben eine Kraft, die auch die Heterogenität seines *Winterjournals* zusammenhält. Zudem steckt das Buch voller Ideen, die Anregung sein können, sie auch einer Betrachtung des eigenen Lebens einzuverleiben.

Stefan Weishaupt

Lieben ...

KARL OVE KNAUSGARD: **Lieben**. Aus dem Norwegischen von Paul Berf, Luchterhand Literaturverlag, München 2012, 763 Seiten, 24,99 EUR.

Wer beim Kauf dieses Romans mit einem klassischen Plot rechnet, wird enttäuscht. Doch auch experimenteller Prosa begegnet man nicht – eher einem entgegenkommenden Erzählton, der nur durch einige stilistische Schwächen irritiert, bei denen unklar bleibt, ob sie in Original oder Übersetzung wurzeln. Das Werk ist von Rhythmus und Erzählleidenschaft durchpulst, fast penibel plastisch in der Schilderung alltäglicher Handgriffe, Ereignisse und Dialoge. Auf kaum ein »Hallo!« und »Wie geht es?« wurde verzichtet, alles ist chronologisch und topografisch anschaulich: jede Schnalle, die beim Kinderwagen geöffnet werden muss und wo in der Küche der Wein steht. Langeweile kommt nicht auf, denn darin verwoben sind Reflexionen grundsätzlicher Art. Worum es sich hier handelt, ist schlicht das konkrete Leben des Autors: seine Sorgen und Freuden, Erfahrungen und Ansichten.

Karl Ove Knausgard, der mit realem Namen darin vorkommt, ebenso seine Frau, seine Kinder und die Freunde, ist ein 1968 geborener Norweger, der mit dem auf sechs Bände angelegten autobiografischen Unternehmen, das den Titel »Mein Kampf« (!) trägt, in seiner Heimat große Bedeutung erlangt hat. Im Mittelpunkt des ersten Bandes *Sterben* stand die Vaterbeziehung. Hier geht es um eine moderne junge Familie im Spannungsfeld männlicher und weiblicher sowie künstlerischer Identitätssuche. Wie kann man nun *Lieben* besprechen? Vielleicht, indem man drei Aspekte hervorhebt: Welche Indivi-

dualität tritt einem hier entgegen, was macht die Lektüre für den zeitgenössischen Leser interessant, und worin liegt die Zukunftskraft der gewählten Form?

Ein Mittdreißiger ringt um Selbsterkenntnis, beobachtet sich, wie er redet, liebt und hasst, sich beobachtet, er denkt über Vergangenes nach, nimmt soziale und Naturvorgänge differenziert, ja übersensibel wahr und steht dennoch ganz normal in der Welt, in einem Milieu kulturell Tätiger. Er ist voller Affekte, Sympathien, Antipathien, unsicher und skrupulös, schamvoll und liebevoll, er hat verzweifelte Humor und moralische Bestrebungen. Durch die Kompromisslosigkeit und Schonungslosigkeit der eigenen Biografie gegenüber, aufgrund dieses Interesses an allem Menschlichen, dem Wunsch, sich die Regungen der Seele bewusst zu machen, berührt dieses Ich, berührt dieser Roman. Er transportiert viele überpersönliche Fragestellungen, und es ist dabei durchaus rätselhaft, warum er dabei nicht bedrängt. Man liest mit einem doppelten Blick und vergisst es zugleich. Man fühlt nicht die verbrachte Zeit, wie sonst oft bei dicken Romanen. Man steigt in den Fluss der Existenz und wieder hinaus und ist auf eine seltsame Art versöhnt: gebannt von der Lektüre und unmittelbar angeregt, die poetisierende Perspektive auch auf die je eigene Welt anzuwenden. Der Romantiker Knausgard ist auf faszinierende Weise konservativ und visionär: »Wohin man sich auch wandte, überall sah man Fiktionen. Diese Millionen von

Taschenbüchern, gebundenen Büchern, Filmen und Fernsehserien auf DVD handelten von erfundenen Menschen in einer erfundenen, aber wirklichkeitstgetreuen Welt. Und die Zeitungsschlagzeilen und Fernsehnachrichten und Rundfunknachrichten hatten haargenau die gleiche Form, auch sie waren Erzählungen ... Es war eine Krise, ich fühlte es mit jeder Faser meines Körpers ... Dieses Gleiche, das unsere Welt war, wurde in Serie produziert ... Das Einzige, worin ich einen Wert erblickte ... waren ... die Genres in der Literatur, die ... nur aus einer Stimme bestanden, die Stimme der eige-

nen Persönlichkeit, einem Leben, einem Gesicht, einem Blick, dem man begegnen konnte. Was ist ein Kunstwerk, wenn nicht der Blick eines anderen Menschen? Nicht über und auch nicht unter uns, sondern auf Augenhöhe mit unserem eigenen Blick. Kunst kann nicht kollektiv erlebt werden, nichts kann das. Kunst ist das, womit man alleine ist. Man begegnet diesem Blick allein.« (S. 724f) Für mich war *Lieben* das stärkste, das humanste Leseerlebnis seit langem.

Andreas Laudert

Pfade zu den Mysterien

JULIEN GRACQ: **Der Versucher**. Aus dem Französischen und mit einer Nachbemerkung von Dieter Hornig, Literaturverlag Drosch, Wien 2014, 231 Seiten, 23 EUR.

Die ersten Skizzen zu diesem zweiten Roman von Julien Gracq (1910-2007) hatte dieser noch während seiner Kriegsgefangenschaft in der deutschen Stadt Hoyerswerda angefertigt. Fast 70 Jahre nach der Erstveröffentlichung in Paris ist dieser Roman in bewährter Übersetzungsleistung von Dieter Hornig jetzt auch in Deutschland erschienen.

Die Szenerie ist in einem lauschigen Strandhotel irgendwo an der bretonischen Küste angesiedelt. Gerard, der sich für ein paar Wochen zurückziehen möchte, um in Ruhe an seinem Buch über Arthur Rimbaud zu schreiben, versorgt den Leser in doppelter Perspektive. Zum einen schildert er seine Eindrücke und Begegnungen ganz unmittelbar und zum anderen gewährt er Einblicke in sein Tagebuch, in dem er seine Erlebnisse reflektiert.

Zusammengewürfelt von der Laune des Zufalls findet sich in diesem *Hôtel des Vagues* eine lose Gruppe junger Menschen, eine »straighte Bande« zusammen. In psychologischer Einfühlbarkeit skizziert Gerard treffend die einzelnen Charaktere. Der unmerklich erschlaffende Sommer lässt sich zugleich an unzähligen Nuancen von Lichtverhältnissen und Stimmungsbildern erkennen. Gracqs geradezu atemberaubende Fähigkeit, die auch seine später entstandenen Bücher kennzeichnen, kommt bereits voll zur

Anwendung. In feinsten Ziselierungen werden sich gegenseitig durchdringende Landschaften und Stimmungen aufgespürt. Jahrzehnte später wird Julien Gracq seinen Beruf als Geografielehrer an einem Pariser Gymnasium mit seiner Tätigkeit als Schriftsteller in einen ihm gemäßen Zusammenhang stellen: »Ich schreibe der Tatsache, dass ich in einer Gegend mit gemäßigttem Relief geboren bin, eine gewisse Bedeutung zu.«

In *Der Versucher* komplettiert sich Gracqs ausdifferenzierte Beobachtungsgabe von Landschaften und Naturerscheinungen in der Darstellung menschlicher Befindlichkeiten: »Der Tag war schwül gewesen, zu heiß, ein tödliches Dahindösen des ganzen, von der Sonne betäubten Strandes – der Kiefernwald war wie ein Käfig voller Parfums, eine Vase zu starker, beinahe Ohnmacht erzeugender Düfte – ganz so wie mich einst in meiner Jugend beim Verlassen des Hauses der zu feierliche Geruch des Altars der Fronleichnamsprozession wie angewurzelt stehen bleiben ließ, als verlief hier der Weg der Initiation, der Pfad zu den Mysterien«. Die schillernden Personen dieser unverbindlichen Gelegenheitsgemeinschaft scheinen die träge Funktionslosigkeit einer Nachsaison zu widerspiegeln. Da gibt es Jacques, einen jungen und unerfahrenen Sportsmann, das frisch

verheiratete Paar Iréné und Henri, die bereits während ihrer Hochzeitsreise festzustellen beginnen, dass ihre Beziehung auch von offenen Fragen bestimmt wird; oder Christel, eine beeindruckende, aber etwas entrückte junge Frau. In Gerards monologischen Reflexionen werden soziologische, psychologische, philosophische und auch theologische Einsprengsel gestreift. Ganz im Einklang mit der Unbestimmtheit einer Nachsaison herrscht eine unausgesprochene Spannung. Ein für alle spürbarer Stimmungswechsel stellt sich durch das Eintreffen eines neuen Gastes, Allan, ein. Gerard hatte im Vorfeld einen Brief voller Andeutungen auf diesen neuen Gast erhalten. Das Raunen dieser unbestimmten Hinweise nimmt Gerard derart gefangen, dass er seine bereits angekündigte Abreise verschiebt. Die geheimnisvolle Aura um Allan beginnt die einzelnen Personen, wenn auch auf völlig unterschiedliche Weise, in einen Zustand zwischen Faszination und Abscheu zu versetzen. *Der Versucher* illustriert den Einfluss des Surrealismus auf Julien Gracqs Schreiben sowie den mächtigen Eindruck, den die Lektü-

re von Ernst Jüngers *Auf den Marmorklippen* bei ihm hinterlassen hat. Beide Autoren hatten sich geschätzt und waren sich auch persönlich begegnet.

Ein geheimnisvoller Sog umwittert das Hotel samt seinen Gästen und Allan bildet das Epizentrum dieser sich aufladenden Stimmungslage, die auf den Gegensatz von Leben und Tod hinweist. Etwas Unausprechliches liegt in der Luft.

Am Ende, ganz am Ende, werden Einblicke sichtbar, die vieles verstehen lassen. Das Geheimnis um Allan wird offenbart und lässt zugleich mehrere Deutungen zu. Unabänderlich aber bleibt die Unausweichlichkeit eines furchtbaren Endes.

Obwohl Gracq aus Protest gegen einen nivellierenden Literaturbetrieb 1951 mit der Ablehnung des renommierten Prix Goncourt für Furore gesorgt hatte, gehörte er zu den wenigen, deren Werk bereits zu Lebzeiten in der französischen Bibliothèque de la Pléiade aufgenommen worden war.

Volker Strebel

Eine »normale« Biografie über Jesus von Nazaret

ALOIS PRINZ: **Jesus von Nazaret**, Gabriel Verlag, Stuttgart/Wien 2013, 236 Seiten, 16,95 EUR.

Nicht zuletzt durch seine Biografie über Hanna Arendt, geschrieben mit Empathie und Sachlichkeit, die etlichen den Zugang zu dieser klugen Frau eröffnete, ist uns der Münchner Wissenschaftler und Journalist Alois Prinz bekannt geworden. Jüngst hat er nun das Wagnis unternommen, in die Reihe der von ihm beschriebenen Persönlichkeiten (außer Arendt u. a. Paulus, Hesse, Kafka und Goebbels) *Jesus von Nazaret* aufzunehmen.

Erfreulicherweise lässt sich Prinz von vornherein nicht auf die Möglichkeit einer Reduktion auf den wandernden Rabbi aus Nazaret ein, sondern greift schon im Vorwort auf die Zwei-Naturen-Lehre des Konzils von Chalcedon (451) zurück, gemäß der Jesus Christus menschliche und göttliche Natur in sich vereinigt: »deus vere et homo vere – wahrer Gott

und wahrer Mensch«.

Positiv stellt Prinz sich zu den Schriften des *Neuen Testaments* als Quellen für die Ereignisse dieser Biografie. Überdies werden neben den bekannten jüdischen und römischen Geschichtsschreibern sowie den einschlägigen Sekundärwerken zum *Neuen Testament* eine Fülle weiterer Gedanken und Begriffe aus 2000 Jahren Literatur und Theologie herangezogen (Albert Schweitzer, Romano Guardini, Josef Ratzinger, um nur eine kleine Auswahl zu nennen). Prinz zeigt damit, dass er die Wirkung des Jesus von Nazaret von diesem selber nicht abgetrennt sehen will. Mitunter erscheinen freilich so divergente Zeugnisse, dass der Leser den Überblick leicht verlieren kann ...

Wie es sich ausnimmt, wenn die Begebenheiten, von denen das *Neue Testament* berichtet, mit

die Drei 10/2014

den Kategorien des Biografen untersucht und bewertet werden, sei an zwei Beispielen deutlich gemacht:

In der Geschichte vom zwölfjährigen Jesus im Tempel (Lk 2,41-52) begegnet uns das Kind Jesus in der Tat nicht allein mit seiner gewachsenen Weisheit, welche die alten Lehrer im Tempel in Erstaunen versetzt, sondern auch in einer Art Entfremdung von den Eltern, die über ihn erschrecken und ihm Vorhaltungen machen. Prinz sieht hierin die »große Loslösung« (S. 61ff), führt Kafka und Nietzsche als beredte Zeugen an. – Wir können verfolgen, wie damit *ein* Aspekt gewonnen, vorzüglich ausgearbeitet und vertieft wird. Ist aber diese Reduktion dem Gesamtbild wirklich zuträglich, wenn es nun heißt, diese Geschichte bringe »einen hässlichen Missklang in das harmonische Familienbild« (S. 72)?

Noch deutlicher wird dieses Kategorienproblem im übernächsten Kapitel. Hier schafft der Autor in seiner Darstellung und Interpretation der Hochzeit zu Kana (Jh 2,1-12) doch ein arges methodisch-gedankliches Durcheinander: Zwar stellt er sich positiv zu dem Ereignis der Wandlung von Wasser in Wein, lässt die Frage nach dem Vorgang bewusst offen, um dann munter zu behaupten, diese Tat sei für Jesus »eine feuchtfröhliche Übung gewesen« ...

In solcher Weise findet sich der Leser vielfach

vor das Problem gestellt, nicht eigentlich zu wissen, in welcher Wirklichkeitsschicht er sich befindet.

So ist es nicht überraschend, dass sich an der Passion Jesu Christi die Geister scheiden. Nach Prinz folgte Jesus nicht einem göttlichen Plan, suchte *nicht* absichtlich das Leid und den Tod – und sein Verhältnis zum Vater war geprägt von »kindlichem Vertrauen« (S. 185).

Dennoch: Mit viel Kenntnis und Empathie werden die einzelnen Schritte des Weges bis zum Kreuz beschrieben und kommentiert. Prinz ist sich der Herausforderung, der er sich mit dieser Biografie stellt, sehr wohl bewusst, indem er immer wieder darauf hinweist, wie die Gestalt, die er beschreibt, jeden, der sich ihr ernsthaft nähert, zutiefst *befragt*. Mit diesem fragenden Blick, der Begegnung und Entscheidung sucht, ja herausfordert, endet auch das Buch; die Frage »Wer *war* er?« tritt im ganzen Buch mehr und mehr zurück hinter die Frage »Wer *ist* er *mir*?«.

Dies macht, den erwähnten methodischen Problemen zum Trotz, die Qualität des Buches aus, das an manchen Stellen für eine Wesensbegegnung durchlässig ist und durch die Fülle der Aspekte und zitierten Gedanken zu neuen Auseinandersetzungen einlädt.

Johannes Roth

Denken aus der Kraft der Auferstehung

MANFRED KRÜGER: **Paulus und sein Evangelium. Ein Weg zum geistigen Schauen.** Theorie und Forschung, S. Roderer Verlag, Regensburg 2013, 482 Seiten, 36,90 EUR.

Gibt es einen großartigeren Gegenstand als die Evangelien? Und dazu die Kunst der Größten unter den Malern? In insgesamt 14 Kapiteln breitet Manfred Krüger in seinem Buch eine überwältigende Fülle aus. Er beginnt mit Dürrers Blick auf Paulus; spätere Kapitel betrachten Raffael und Rembrandt.

Krüger beschreibt Paulus, den Begründer der christlichen Esoterik, als den ersten Denker, dem das Christentum innere Erfahrung war: eine Berufung durch Christus selbst. Höchste

Wahrheiten konnte Paulus dadurch in einfachen Worten mitteilen – wie zu Geisttaufe, Gnade und zu den neun geistigen Hierarchien. Albert Schweitzer wird zitiert: »dass der Glaube vom Denken nichts zu befürchten hat ... Paulus ist der Schutzheilige des Denkens im Christentum.« Und Krüger fährt fort: »Mit Paulus beginnt die christliche Philosophie: Denken aus der Kraft der Auferstehung.«

Es folgen Bildbetrachtungen zum Thema »Paulus vor Damaskus«. Die Bilder sind, passend

zum Text, von ungeheurer Dynamik und Intensität.

In der Vorbemerkung zu den von ihm neu übersetzten Auszügen aus den Paulusbriefen sagt Krüger, dass es gut wäre, wenn viele Menschen die Paulusbriefe lesen würden. Briefe und Kommentare (Kap. 4 und 5) bringen in leicht verständlicher Sprache Aussagen über Charis (Gnade), über Gewissen und Glaube, Liebe und Hoffnung. Letztere werden im 9. Kap. im Hinblick auf die scheinbare Dualität von Glauben und Wissen intensiv betrachtet.

1905 sagte Rudolf Steiner in Berlin: »Sünde und Gesetz gehören zusammen nach dem alten Bund, Gesetz und Liebe gehören zusammen nach dem neuen Bund.« Und Krüger fügt hinzu: »Der Schlüsselbegriff zum Denken der Auferstehung ist die Idee der Metamorphose, ... wie sie vor dem Ereignis von Golgatha nicht gedacht werden konnte.« Steiners Erkenntnistheorie ruht auf paulinischer Grundlage!

Das Kapitel »Lebenswege des Paulus« weist darauf hin, dass Paulus auf dem »Apostelkonvent« (49/50 n. Chr. in Jerusalem) unsere heutige Freiheit verfügte – als »Heidenchristen« gegenüber dem jüdischen Gesetz.

Das letzte Kapitel »Geisteswege – Meditationen zur Theologie des Paulus« spricht davon, wie Christus, der Menschensohn, bei der Taufe im Jordan als der Gottessohn »wiedergeboren« wurde. Allem kann Er das Sein verleihen, »das heißt, die gefallene Schöpfung zum Vater zurückführen.«

Manfred Krügers großartige kunstgeschichtliche und christologische Übersicht ist ein faszinie-

rendes, dabei leicht lesbares Arbeitsbuch. Der umfangreiche Anhang vertieft das Wissen. Auch als christologischen Bildführer kann man das Buch verwenden. Insbesondere in den Ausführungen über Glaube – Liebe – Hoffnung offenbart sich der Angelpunkt des menschlichen Lebens. Angenehm ist das schöne, weite Schriftbild. Einzig könnte man sich die Kapitelüberschrift noch jeweils in der Titelleiste wünschen. Bei den ausführlichen Anmerkungen zu den Paulusbriefen findet man sich mit zwei Lesezeichen gut zurecht. Hinzu kommen zwei Inhaltsverzeichnisse, ein knappes vorn zur raschen Information, ein weiteres, detailliertes im Anhang. Die Fülle der Mitteilungen wird so von der inneren Ordnung des Buches gebändigt. Diese Ordnung zu individualisieren ist Aufgabe und Herausforderung der Leser. Es ist vor allem ein Meditationsbuch, geeignet zur künstlerischen und zur christologisch-esoterischen Bildung; zur Verinnerlichung der Evangelien durch Bild und Wort.

Was wäre ohne Paulus aus dem Christentum geworden? Manfred Krüger: »Gottes Baumeister ist Paulus ... vor allem durch seine Briefe. In diesen Briefen wohnt Gott. Und dieses Haus ist unzerstörbar, denn es ist »nicht mit Händen gebaut«: ein Bau des Geistes für alle Völker der Erde.« Paulus hatte die weltumspannende Aufgabe des Christentums erkannt. Er ist der erste in der langen Reihe von Menschen, die eine Initiation durch den Auferstandenen erfahren haben und erfahren werden – im Sinne des Christus-Worts »Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.«

Maja Rehbein

Leise reift in uns / ein kosmisches Wort

THOMAS CILENSEK: **Es liegt etwas in meinem Tag.** Gedichte. Mit Pastellen von Rosemarie Dietz. Verlag Ch. Möllmann, Borcheln, 86 Seiten, 11,90 EUR.

Das Leben von Thomas Cilensek ist das eines gläubigen Mannes, eines Kunsthandwerkers, eines Wort- und Geistarbeiters. Geboren 1950 in Erfurt studierte er nach dem Grundstudium der Mathematik am Priesterseminar der Christengemeinschaft in Leipzig, erhielt 1973 die

Priesterweihe und arbeitete in der Ost-Berliner Gemeinde, bis er den Pfarrberuf krankheits halber aufgeben musste. Es folgte die Arbeit in einer Buchbinderei, als Glasmaler, Notenschreiber und Kunsttherapeut. Seine Berufung als Dichter könnte das Licht eines Sonnentages

die Drei 10/2014

ausgelöst haben, wie er berichtet: »mitunter/ am Sonnentage/ ist das Licht anders// es malt/ es webt/ es sinnt/ es schafft/ es weckt//den Laut zu dichten.«

Die Gedichte von Thomas Cilensek ruhen in sich. Sie sind einfach und schwierig, zarte zerbrechliche Gebilde wie aus Glas. Sie sind Psalmen und stille Gebete. Sie sind wie Musik, unnachahmliche Töne. Sie sind Zwiegespräche mit sich selbst, mit Himmel und Erde, mit Engeln, den Vermittlern, mit Gott, Jesus Christus und dem Heiligen Geist. Sanft geformt, in den Zauber des Dichters Sprache gebracht, werden sie zu Lob- und Leidensliedern der Sehnsucht, der Hoffnung, des Wissens um allen Ursprung in Gott.

Der Dichter hat seine Gedichte nach dem Eingangsgedicht, das wie eine Kompassnadel wirkt, unter sechs Kapiteln versammelt, deren Grenzen mal abtastend, mal fließend ineinander übergehen wie Himmel und Erde, wie Körper und Geist, Seele und Gott. Er ist ein Suchender und Findender, »sanft mitsprechend/ das große Wort/ vom freien Menschen.« Und kennt seine Verantwortung: »Ich/ summe mit/ im Kreis des Alls/ Bin/ Grundton und Oktave/ meiner selbst.«

Die Gedichte von Thomas Cilensek kennen Zweifel und Skepsis, ohne im besten Sinn zweifelnd und skeptisch zu sein, sie fühlen sich gut aufgehoben in der Gewissheit des Glaubens, »Eingefügt dem Leben/ ein Todentbundenes.« Allerdings muss jeder, der Glaubensgewissheit finden will, dafür arbeiten: »Ich löse Erde/ in mir./ Gewordenes/ breche auf./ Ich grabe um.// Oh dass uns/ der Sämann kenne, / der da hütet/ das Saatgut/ er werfe es/ mit dem schwingenden Arm/ in unser aller Grund.«

Der Dichter ist ein gläubiger Mann. Er kennt die Bibel und ihre Gleichnisse, er erfährt Gott und erkennt sich, den Menschen, »neben allem

Geschehen.« Er weiß um den Zustand der Welt, um »Wasser und Luft«: »Atemnah/ des Lichtes Drama/ zeigt der Horizont.« Und er liebt die Natur: »Sieh in den blühenden Wiesen/ ihr Festgewand und/ in den Bäumen/ Ihre schimmernden Hände.// Schau in den Bergen/ ihre Schultern und/ in den Wolken/ ihr sterdurchblitztes Haar.// In den Schattenräumen der Büsche/ schlägt sie die Augen auf, / und in den Wäldern/ lauscht sie auf deine Frage.«

Der Dichter ist ein gläubiger Mann, ein feinführender Beobachter, der eine Frage stellt. »Was aber ist das Menschliche?« Und er findet Antwort: »Unscheinbar/ unter uns Menschen/ beginnt Neues: der Bruder-Blick/ werdender Geschwisterlichkeit./ Licht-Erde keimt.« Und um das Trennende in der Welt zu überwinden, stellen seine Gedichte Forderungen: »Leuchten dem Menschlichen/ in den Fähnrisen der Nacht, / auf dass es erwache...// Ihm bahnen den Weg/ zwischen Stein und Eis, / auf dass es bestehe...// Ja, du bist es, o Mensch, / der den Funken hütet/ unter der Asche des trostlosen Tages/ in der verzauberten Burg ...«

Die Gedichte von Thomas Cilensek sind Poesie und Bekenntnis, verkörpern Verheißung und Gewissheit, »eines heil'gen Gehörs/ zarterer Töne des Lebens.« Sie versöhnen Gott und die Menschen, Menschen und Gott und heben alles Gegensätzliche auf: »Aufheben/ zwingende Gründe// ein Erstes tun// Aufbrechen/ die nötigende Zeit// ein Währendes pflegen// Aufwächst/ ein Neues auf Erden// das All jauchzt// Aufschwingt/ sich der Gott, der verjüngte// und schafft Sinn.«

Der Dichter ist ein gläubiger Mann. Wer sich mit seinen Gedichten beschäftigt, spürt das Zustandekommen tiefen inneren Friedens. Mir jedenfalls ist es während des Lesens so passiert.

Michael Starcke

Das Udenkbare denken

KLAUS VOLKERT: **Das Udenkbare denken. Die Rezeption der nichteuklidischen Geometrie im deutschsprachigen Raum**, Springer Verlag, Heidelberg 2013, 352 Seiten, 39,99 EUR.

Die nichteuklidischen Geometrien gelten als eine der weitreichendsten Entdeckungen der Mathematik des 19. Jahrhunderts. Ihre Geschichte wurde umfassend untersucht und dokumentiert. Besonders gut bekannt ist die Vorgeschichte, die bis zu den Entdeckungen von Janos Bolyai, Nikolaus Lobatschewskij und Carl Friedrich Gauss geführt hat. Was als rein axiomatisch-begriffliche Untersuchungen zur Frage der Widerspruchsfreiheit eines Axiomensystems, in welchem das euklidische Parallelenaxiom nicht gilt, begonnen hat, wurde zu einem reichhaltigen Unternehmen, das unter anderem Konsequenzen bis in die mathematischen Disziplinen der höherdimensionalen Geometrie, der Algebra, der Differenzialgeometrie, der Analysis und der Topologie sowie in die Naturphilosophie, die Universitätsausbildungen und in den gymnasialen Unterricht hatte.

Eine Fassung des Parallelenaxioms besagt, dass es in der (euklidischen) Geometrie zu einer gegebenen Geraden aus einem Punkt außerhalb derselben genau eine Parallele zu dieser Geraden gibt. Noch lange nach dem Bekanntwerden der grundlegenden Untersuchungen zur euklidischen Geometrie wurden »Beweise« des Parallelenaxioms und verwandter Sätze aufgestellt, oder, äquivalent dazu, die Widersprüchlichkeit von Konsequenzen aus dem vereinten Parallelenaxiom dargelegt; beides sollte die Unmöglichkeit einer nichteuklidischen Geometrie beweisen.

Die Durchsetzung der nichteuklidischen Geometrie (hier ist vor allem die hyperbolische Geometrie gemeint, in welcher es mehr als eine Parallele gibt) verlief keineswegs allein aufgrund rationaler Überzeugung und mathematischer Gewissheit. Das ist durchaus verständlich, da sie lange Gewohnheiten der Anschauung und starke Überzeugungen von der Natur des Raumes in Frage stellte. Zudem waren die Arbeiten von Bolyai und Lobatschewskij schwer

zugänglich, von Außenseitern der Mathematikergemeinschaft verfasst und wurden demzufolge kaum beachtet. Gauss hat zu Lebzeiten nichts darüber publiziert. Erst durch einen kurz nach dem Tode von Gauss veröffentlichten Gedenkband des Geologen und Kollegen Sartorius von Waltershausen sowie etwas später über einige Briefe wurde bekannt, wie intensiv Gauss sich mit diesem Problem beschäftigt hatte und wie er zum gleichen Ergebnis wie Bolyai und Lobatschewskij gekommen war: Es gibt eine nichteuklidische Geometrie. Erst die Berufung auf seine Autorität machte es anfangs möglich, dass Untersuchungen zu diesem Thema ernst genommen wurden und sich eine Forschung auf hohem Niveau etablieren konnte.

Die Besonderheit des vorliegenden Buches macht seine Konzentration auf den Zeitraum 1860 bis 1900 sowie auf den deutschsprachigen Raum aus. Untersuchungen zum selben Zeitraum im französischen und englischen Sprachraum liegen bereits von anderen Autoren vor. Weiter werden wichtige Text großzügig im Original zitiert oder reproduziert und für die deutsche Rezeption wichtige Arbeiten fremdsprachiger Autoren (wie des Italieners Beltrami) auszugsweise ins Deutsche übersetzt. Man kann das Buch deshalb auch als eine ausführliche kommentierte Quellensammlung bezeichnen. Den Schluss des Buches bildet die aus dem Lateinischen übersetzte Dissertation von Georg Simon Klügel (betreut durch Abraham Theodor Kästner), die eine bemerkenswert akkurate und detaillierte Analyse vieler Beweise des Parallelenpostulates umfasst.

Neben den klassischen mathematischen Themen im Umfeld der nichteuklidischen Geometrie (Geometrie auf Flächen konstanter Krümmung, Projektive Modelle von Klein und Cayley, sphärische und elliptische Geometrie, Verbindungen zur Funktionentheorie, Poincaré-Modell, Scheinbeweise und Widerlegungen) wird auch das größere Umfeld diskutiert: phi-

losophische und naturwissenschaftliche Diskussionen um die nichteuklidische Geometrie sowie die Stellung der nichteuklidischen Geometrie bei den Gymnasiallehrern.

Für jeden, der sich anfänglich oder auch tiefer mit den wesentlichen Inhalten und der Rezeption der nichteuklidischen Geometrie im deutschen Sprachraum befassen möchte, ist dieses Buch sehr zu empfehlen. Es setzt zwar einige Grundkenntnisse der Mathematik voraus, spricht aber auch viele grundsätzliche wissen-

schaftshistorische, -soziologische und -philosophische Fragen an. Die Kommentare übersetzen alte Ausdrucksweisen in moderne Konzepte und Notationen, erläutern den historischen und systematischen Kontext und erlauben so einen direkten Einstieg in die Originalliteratur und in das Flair der Auseinandersetzungen der damaligen Zeit. Das Buch schließt mit einem Literaturverzeichnis und einem Personenregister.

Renatus Ziegler

Autonomie als Entwicklungstrend in der Evolution

BERND ROSSLLENBROICH: **On the Origin of Autonomy. A New Look at the Major Transitions in Evolution**, Springer Verlag, Cham/Heidelberg/New York/Dordrecht/London 2014, 297 Seiten, 106,50 EUR.

Einzellige Protozoen, Quallen, Seeigel, Tintenfische, Schwertfische und Delfine sind wunderbar an das Leben im Wasser angepasst. Aber diese Tatsache sagt wenig darüber aus, *wie* ein jedes dieser Geschöpfe sein Leben lebt. Alle diese Tiere sind sehr unterschiedlich organisiert – sie gehören verschiedenen Stämmen oder Klassen an – und die Art dieser Organisation gibt vor, wie sie in jeweils einzigartiger Weise mit ihrer Umgebung in Beziehung treten und diese mitgestalten. Sie alle haben ihre eigenen »Seinsweisen«. Aus Sicht der konventionellen darwinschen Evolutionstheorie haben Tiere sich entwickelt und überlebt, weil sie sich gut an ihre Umgebung angepasst haben. Aber diese sogenannte »natürliche Selektion« trägt nicht den einmaligen Formen und Organisationen der verschiedenen Tiere Rechnung. Die Selektion kann ja nur das beeinflussen, was bereits existiert und dann nicht angepasste Eigenschaften aussieben.

Woher kommen aber die »zahllosen Formen, so schön und wunderbar« (Darwin)? Die konventionelle Theorie besagt, dass durch genetische Mutationen, Rekombination von Genen, neue Merkmale entstehen, die dann an die späteren Generationen weitergegeben werden. Neue Forschung zeigt, dass epigenetische Veränderungen, die aus Interaktionen der organismischen Umgebung stammen, auch eine

Rolle in der Evolution spielen können. Was im Denken der Evolutionsbiologen vorherrscht, ist die Suche nach mutmaßlichen Mechanismen, welche die Eigenschaften der Lebewesen hervorbringen sollen. Aus dieser Sicht genügt es, einen plausiblen Mechanismus zu beschreiben, wie irgendeine Eigenschaft – der lange Hals der Giraffe, das Farbmuster des Grashüpfers, die harte Schale der Muschel – eine »Überlebensstrategie« ist und als solche zum Überleben einer Art beiträgt.

Diese Vorgehensweise liefert keine Einsicht in die organischen Formen als solche. Neue Perspektiven eröffnen sich erst dann, wenn man die Idee des Erklärungsmechanismus zur Seite stellt und die Phänomene selber ernst nimmt und in ihren gegenseitigen Beziehungen ins Auge fasst. In *On the Origin of Autonomy* geht Bernd Rosslenbroich einen Schritt in diese Richtung. Er breitet einen Reichtum biologischer Fakten aus, welcher auf einen signifikanten, übergreifenden Zusammenhang in evolutionären Übergängen weist: »... ein sich wiederholender zentraler Aspekt makroevolutionärer Innovationen ist die Steigerung individueller organismischer Autonomie, welche mit sich bringt die Emanzipation von der Umgebung mitsamt der Ausbildung von Fähigkeiten der Flexibilität, Selbstregulation und Selbstkontrolle des Verhaltens.« Dieser Zusammenhang

(oder »Trend«) wurde bereits von Goetheanisten wie Friedrich A. Kipp, Wolfgang Schad, Andreas Suchantke, Jos Verhulst und anderen dargestellt und gelegentlich von Mainstream-Biologen zur Kenntnis genommen. Rosslenbroichs Beitrag ist es nun, gezeigt zu haben, dass ein bestimmter Grad von Autonomie als eine grundlegende Charakteristik des Lebens aufgedeckt werden kann und diese anhand von unzähligen Metamorphosen und Intensivierungen detailliert im gesamten Tierreich zu verfolgen. (Er beschäftigt sich in diesem Buch nicht mit dem Pflanzenreich).

Um ein Beispiel zu nennen: Rosslenbroich vergleicht im Kapitel 4.2 die Organisation von Prokaryoten (Bakterien und Archaeobakterien) mit der Zellorganisation von Eukaryoten (alle anderen Organismen). Jeder Biologiestudent lernt den Unterschied zwischen diesen beiden Typen von Zellorganisation kennen: dass die DNA in Prokaryoten nicht von einer Membran umschlossen wird, was aber im Zellkern von Eukaryoten der Fall ist; dass die Zellen von Prokaryoten im Allgemeinen viel kleiner sind als diejenigen von Eukaryoten usw. Aber die Fakten werden normalerweise nicht in einen größeren Zusammenhang gestellt, wie es nun Rosslenbroich tut. Er beschreibt, wie die unterschiedlichen Eigenschaften einen zunehmenden Grad von Verinnerlichung und innerer Differenzierung innerhalb der Organisation zeigen. Prokaryoten tauschen leicht genetisches Material untereinander aus (was die Frage nach dem Artverständnis dieser Gruppe von Lebewesen nach sich zieht). Um sich zu ernähren, sind sie von »der Aufnahme gelöster Substanzen durch ihre Membranen abhängig«, sondern Enzyme in die Umgebung ab und haben aus diesem Grund eine »externe Verdauung«. Sie sind für gewöhnlich winzig und besitzen eine sehr große Oberfläche in Bezug auf ihr Volumen, so dass man sie im Wesentlichen als Oberflächenorganismen bezeichnen kann. Im Gegensatz dazu haben die Zellen der Eukaryoten stabilere Genome und ihr Zellkern ist in eine eigene Hülle eingebettet. Sie haben klar abgegrenzte, von Membranen umschlossene Organellen wie Mitochondrien und Chloroplasten, und sie ha-

ben ein Zellgerüst, welches eine interne mechanische Unterstützung der Zelle gewährleistet. Verdauung findet in der Zelle statt und ihre größeren Maße bedeuten eine »Reduktion der relativen Oberfläche, wodurch der direkte Kontakt mit der Umwelt reduziert wird.«

Durch diesen Vergleich kann sich der Leser ein dynamisches Bild der Prozesse von Verinnerlichung und innerer Differenzierung formen. Weil diese beiden Typen von Lebewesen auf unserem Planeten gedeihen, weisen deren Unterschiede nicht darauf hin, dass die Zellen von Eukaryoten in irgendeiner Weise besser angepasst sind als die von Prokaryoten. Vielmehr sind die Unterschiede qualitativer Art und sie weisen auf verschiedene Seinsweisen – letztere eine bemerkenswerte Eingebettetheit und Aufgeschlossenheit in Bezug auf ihre flüssige Umgebung aufweisend, erstere sich hinbewegend in Richtung einer größeren Abgeschlossenheit. Wenn Rosslenbroich Autonomie als Entwicklungstrend aufzeigt, versucht er nicht einfach, ein sauberes Ordnungsschema zu finden. Er macht deutlich, dass die Evolution des »Tierorganismus« nicht linear verläuft. Beispielsweise zeigt er, dass die Fähigkeit der Viviparie (Lebendgeburt) – ein sprechender Fall von Verinnerlichung embryonaler Entwicklung in den mütterlichen Organismus – für Säugetiere typisch ist. Und doch gibt es viele Beispiele von Viviparie in anderen Wirbeltierklassen (z.B. Fischen und Reptilien). Es gibt sogar Fische mit plazentaartigen Bildungen im weiblichen Körper. Man beginnt so, einen Sinn dafür auszubilden, wie der Trend zur Verinnerlichung auf unterschiedlichste Weise im ganzen Tierreich ausgebreitet ist und sich in Variationen in den verschiedenen Tiergruppen zeigt. Was so als Anomalie oder Ausnahme der Regel in einer Gruppe erscheint, wird zur zentralen Eigenschaft in einer anderen.

Das Buch wird im wissenschaftlichen Springer-Verlag veröffentlicht und ist für eine akademische Leserschaft gemeint. Der Stil ist trocken und der Autor passt sich, so scheint es mir, dem Mainstream des akademischen Denkens an, wenn er die Autonomie manchmal als »Theorie«, manchmal als »Hypothese« bezeichnet.

Auch widmet er der Diskussion in der Fachliteratur über mögliche Mechanismen, die die Entstehung der Autonomiemerkmale erklären könnten, einen ziemlich großen Raum. Ich fand diese Teile des Buches am wenigsten interessant, da es sich eigentlich um lauter Spekulationen handelt. Evolution *verstehen* – was eine immer tiefere Erkenntnis von Zusammenhängen und Beziehungen beinhaltet – ist nicht dasselbe, wie über Mechanismen zu spekulieren, eine Tätigkeit, die in der Evolutionsbiologie

leider viel zu dominant geworden ist. Dieses Buch ist eine Fundgrube für Biologen und Biologielehrer. Es stellt nicht nur eine Fülle an Beispielen zur Verfügung, die man schwerlich woanders finden wird. Es zeigt auch neue Wege des Verstehens auf, die dabei helfen können, Licht auf viele biologische Phänomene zu werfen, die ansonsten isolierte Teilinformation bleiben würden.

Craig Holdrege (übersetzt aus dem Englischen von Lydia Fechner)

Kleinanzeigen

Singend vom einem Jahr ins Nächste:

Engagierte Chorsängerinnen und -sänger treffen sich vom 27.12. bis 03.01.2015 im oberschwäbischen Ochsenhausen, um gemeinsam eine Woche voller vokaler Musik zu erleben. Im Mittelpunkt: Singen im Chor, ergänzt durch Einzelstimmführung und betreute Vokalmusik. Infos & Anmeldung unter www.iam-ev.de – Chor- und Orchesterwochen.

Fasten-Wanderungen – europaweit.

Gesundheitsfördernd. Tel.: 0631-49163, Fax: 0631-49166

Auszeit im südl. Hochschwarzwald.

Gemütliches Ferienhüsli am Sonnenhang auf 1.000 m, 2x2 Betten. Natur, Fernsicht, Stille, kein Nebel, kein Lärm. Tel.: 076759290951, Email: bergmann-prof-horst@t-online.de

Schloss Hamborn: Begleitete Auszeit.

Künstlerische Biografie-Arbeit / Kunsttherapie / Musiktherapie / Heileurythmie / Massage / Arbeit am Tonfeld / 05251-389258 / www.begleitete-auszeit.de / E-Mail: rainer.schnurre@gmx.de

Natur und Pferde im Dreiseithof

vor den Toren Lübecks. Wir suchen Interessierte für Kauf von Wohnungen. Aktuelle Infos auf www.dreiseithof-paltingen.de

Gerhard Reisch Stiftung Lebenswerk 1899-1975

Archiv originaler Bilder, Schriften, Mappen. Verlag, Bücher, Repro, Medien, Bildung, Forum. Natur, Elementarwesen, Jahreszeiten, Hochfeste, Menschwerden, Gemeinschaftsbildung, Heilwesen, Widersacher, Erkenntnisweg, Tod, Inkarnation. Tel.: +49 (0)7554 989 9979, Fax 989 9981 www.gerhardreisch.com

Biographæa ® Modulare Weiterbildung

Angewandte Biographische Entfaltung 6.0
Ab 2015 Ausbildungszyklus Biographiearbeit.
6.1 Lebensphasen, Metamorphose, Resonanz.
6.2 Doppelgänger, Schatten, Geistvermögen.
6.3 Karmareifung, Schicksalsfreiheit, 63 bis 99.
6.4 Substanzerkenntnis, Selbstzertifizierung.
Prozesse der sozial-künstlerischen Wandlung.

Deutschland - Österreich - Schweiz
www.christophori.com

Der musikalische Jahreswechsel:

Romeo und Julia (Tschaiowsky und Prokofjew) plus Auszüge aus der West Side Story stehen im Mittelpunkt der diesjährigen Orchesterwoche, die sich an fortgeschrittene Instrumentalisten richtet und vom 27.12. bis 03.01.2015 in der Landesmusikakademie Ochsenhausen stattfindet. Sichern Sie sich einen der begehrten Plätze! Infos & Anmeldung: www.iam-ev.de – Chor- und Orchesterwochen.